

# Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Bosener Zeitung“.

Nr. 13.

Bosen, den 26. März.

1882.

## Das Franzosengrab.

Novelle von Julius Lohmeyer.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Man begann sich für die Nacht einzurichten; der alte Herr nahm auf einem niedrigen Lehnstuhl hinter dem Kopfe des Bettes Platz, wo er vor den Blicken des Kranken vollständig gedeckt war, um hier die Nacht wachend zuzubringen. Wer ihn gesehen hätte, würde eine erschreckende Veränderung in seinem ganzen Wesen wahrgenommen haben. Er hatte den Kopf an die hohe Lehne des Stuhles gedrückt; sein Gesicht war fahl und schlaff geworden und seine Arme lagen regungslos auf seinen Knien. Nur allmählig gewannen seine Züge wieder Spannung, als sein bang lauschendes Ohr in den umflorten Worten des Phantasirenden jenem Geheimniß nachzuspüren suchte, das in unheimlicher Angst von Zeit zu Zeit vor seiner gequälten Seele aufstach. Der Geist des Kranken schien noch einmal die Schrecknisse jener Nacht im Walde zu durchleben. „Hier liegt er“, stöhnte er angstvoll. — „Berthold, leuchtet hierher! — Er muß noch leben. Berthold! — Ach, wie er kalt ist! — Ich werde ihn nie wieder sehen!“ schluchzte er eben auf.

Der alte Rath hatte sich im Sessel starr emporgerichtet. Seine Linke preßte sich an die Ohrmuschel, während die Rechte sich auf die Lehne stützte. Kaum vernahm man seinen Athem. Was hatte er gehört? Aber nein, nein; es konnte ja nicht sein. Das waren die Delirien eines Todtkranken. Traum und Wirklichkeit vermischten sich in der Fluth der heranschwellenden Fieberphantasien.

Unruhig wälzte sich der Kranke umher. Seine Nase waren dumpf und unverständlich geworden. Aber jetzt klangen sie wieder deutlicher und wie die Posaune des Gerichts in das Ohr des alten Mannes, der in jedem Laut, in jedem Wort die Kunde von dem Trauerspiel eines Lebens einsog von namenlosem Jammer, den in der Stunde der Noth eine Regung brüderlichen Erbarmens hätte abwehren können.

„Hier begrabt ihn, tief! tief! Daß er ihn nicht findet, der Blutsauger. Sagt ihm nichts. — Verwischt die Buchstaben auf dem Kreuze! Ich bleibe hier! mir gehört er, das schuldlose Opfer! — Du hast allein sterben müssen; aber nun bleiben wir bei Dir, nicht wahr, Lottchen? — Er wird auch allein sterben müssen. Fort, fort, verlaßt ihn alle, den Brudermörder!“

Der Alte hatte beide Lehnen des Sessels krampfhaft umfaßt, und sein Haupt war nach hinten gesunken. Seine weit vorgequollenen Augen starrten nach der Decke, auf der der unruhige Schein der Nachtlampe zitterte. „Ja, er wird allein sterben müssen!“

Ja, es gab keine Flucht mehr vor dieser Erkenntniß der grausvollen Entdeckung. Der am Wege verscharrte, verachtete Trommler war sein Bruder. Dieses furchtbare Spiel des Schicksals konnte das fiebernde Blut nicht erfinden. Wie ein verflatternder Flor rauschte es plötzlich vor ihm nieder und die Flamme der Wahrheit schlug ihm in's Antlitz. Von ihr erhellt lag vor ihm das schauerliche Geheimniß aufgethan, das ihn oft unheimlich gestreift hatte. Die zarte Freundschaft der kleinen Erwachsenen für den Todten und ihre Verachtung gegen ihn hatten es ihm bis dahin verhüllt. Die treuen Blumenhuldigungen der kleinen Freundin, die dunkelauffprühenden Blicke seines Neffen bei dem Namensklange seines Vaters, für den sein stolzes Gemüth nach einer Rechtfertigung dürstete, die Geschichte

der vergangenen Tage bis zu diesem letzten Seufzer des Kranken — Alles war ihm nun furchtbar klar geworden. War aber Wirklichkeit, was sich vor ihm aufthat, dann gab es für ihn zu dem Herzen seines Neffen keine Brücke mehr; nicht der Tod konnte die Klust mehr ausfüllen. Dann war er allein und verlassen. Die letzte Blüthe seines alternden Lebens war ihm vor die Füße geschleudert worden. Er mußte seine Augen schließen; aber vor seinen inneren Blicken erhoben sich plötzlich zwei Gräber. Ein einsames Grab mit vergoldetem Gitter und prunkendem Stein, und ein kahler Hügel am Wege, an dem ein Sohn und eine edle Freundin weinten. War es die nächtliche Kühle, welche ihn frösteln machte? War ihm nicht schon jetzt sein Max gestorben? Oder war doch Alles nur die verworrene Traumgeburt seines Schuldbewußtseins? Wer gab ihm Auskunft? Wer konnte ihn dem Wirral seiner quälenden Gedanken entreißen? Er richtete sich auf und sah um sich. Der Kranke war ruhig geworden. Der junge Mann, welcher der Zeuge dieser furchtbaren Anklage gegen ihn gewesen war, vollzog mit gleichmäßiger Ruhe seine hilfreiche Thätigkeit und schien in den Ausrufen und Visionen des Kranken nichts weiter als unzusammenhängende, bedeutungslose Phantasien zu sehen.

Der Alte fixirte ihn lange scharf, dann aber wandte er sich beruhigt ab. Das war nicht das Antlitz eines Menschen, der die Kunde von einem Geheimniß vernommen hatte, das ihm selbst das Blut erstarren machte. Er lehnte sich in seinen Sessel zurück.

Draußen begann es zu dämmern. Der Sturm umtobte das alte Haus, das in seinen Fachwänden erbebte. Der alte Rath zog die Schlafdecke um sich zusammen und schloß die Augen. Er vernahm, daß unten vor der Schänke ein Wagen hielt. Späte Gäste schienen mit Schreien und Poltern Einlaß zu begehren.

Nach und nach begann er wieder Herr über die niederschmetternden Eindrücke zu werden. Sein prüfender Verstand lehnte sich auf's Neue gegen die Ungeheuerlichkeit seiner eigenen Vermuthungen auf, die sich doch nur auf die wirren Traumreden eines Fieberkranken stützen konnten. Sein ersfinderischer Scharfsinn suchte alle erdenklichen Gründe gegen die Möglichkeit einer solchen Thatsache hervor. Mehr und mehr entschwand ihm auch der Wortlaut des Vernommenen. Aber wieder in anderen Momenten trat auf's Neue die Wahrheit mit unenterrinnbarer Gewißheit vor seine Seele. So wurde er von quälenden Zweifeln hin und her geworfen. Er wollte und mußte Gewißheit haben um jeden Preis.

Aber wer konnte sie ihm geben? Da stieg plötzlich die Erinnerung in ihm auf, daß er an dem Kreuze die Anfangsbuchstaben eines Namens gelesen habe. Auch die Visionen des Phantasirenden hatten dies bestätigt. Ja, so war es! Er erinnerte sich jetzt deutlich. Hier lag der Schlüssel für die Wahrheit. Ein Blick auf das Kreuz mußte alle seine Zweifel lösen können. Er war entschlossen, diese Entscheidung sogleich zu suchen. Nachträglich erinnerte er sich des eben vernommenen Geräusches auf der Straße und trat an das Fenster. Ein alter Bauer schirte sein mageres Roß von einem Planwagen ab, der drunten vor dem Hause hielt.

Im nächsten Augenblicke hatte der Rath seinen Entschluß

gefaßt, seinen Mantel angezogen, den Hut aufgesetzt und war leise durch die Thür verschwunden. Seine Hand zitterte, als er das Treppengeländer erfaßte.

Adolf hörte bald seine Stimme von unten her. Er blickte durch das Fenster auf die Straße hinab und gewahrte, wie der Rath mit einem Manne verhandelte, der, das abgeschirrte Pferd am Bügel haltend, vor einem Wagen stand. Nach einigem Hin- und Herreden sah er den Bauer sein Roß auf's Neue anschirren, den Rath in das Gefährt steigen und dieses in wilder Eile die morgendämmernde Straße hinabrollen.

## VI. Kapitel.

Im fahlen Zwiellicht der Frühe hielt vor dem Wirthshause „zum Kranz“ in Ronnewitz das Bauerngefährt an. Der alte Rath, das Gesicht tief in den emporgezogenen Manteltragen verhüllt, stieg aus demselben hervor, und befahl dem Bauern, hier auf seine Rückkehr zu warten. Mit verdrossenem Kopfnicken antwortete dieser und blickte ihm verwundert nach, während er unwirsch an der Hausschelle zog.

Ein schneidiger Morgenwind wehte von Westen her in das überwachte Gesicht des Alten, der wie traumwandelnd den Waldsaum entlang hintrottete. Noch lag ein unentweihetes Schweigen über Wald und Wiese. Nur der Wiederhall seiner eigenen Tritte schallte durch die Stille der Frühe. Er blieb stehen und zog fröstelnd den Mantel um seine Schultern; dann schritt er weiter vorwärts und schlich über die Brücke, schein wie ein Verbrecher. Ein äsendes Reh auf der Wiese blieb stehen, sah nach ihm herüber und sprang in das Gebüsch; sonst regte sich weit und breit noch kein lebendes Wesen. Da lag im kalten ersten Morgenlicht der verlassene, blumengeschmückte Hügel. Sein Fuß zögerte. Wenige Schritte und er wußte, ob nur ein rasender Fiebertraum das Ungeheure gedichtet hatte, oder ob wirklich sein Bruder, sein einziger Bruder hier an der Waldstraße verscharrt lag. Jugenderinnerungen tauchten plötzlich in ihm auf. Das Bild seiner guten Mutter stand vor seiner Seele, der er als Kind mit seinem Bruder zu Füßen saß.

Es quoll heiß in ihm auf. Er stieg langsam hinab. Sein Blick streifte über das Grab. Er schloß wieder die Augen und hielt sich an einem Birkenstamm fest. Er hatte die Inschrift: „M. B. † 1813“ am Kreuze gelesen.

Nun war kein Zweifel mehr; hier ruhte Max. Seine Kniee zitterten. Auf ihn blickte der letzte verbleichende Stern. Er stand da wie ein Gerichteter. Eine Aflust lag zwischen ihm und dem Todten, über die kein Steg führte. Er hatte keinen Theil an diesem Grabe. Die Folgen seiner Härte in einem Augenblicke, wo noch Hilfe möglich war, waren es ja zum nicht geringsten Theile, denen der Unglückliche hier erlegen war. Schuldig oder nicht — er hatte ihn geopfert! Wie gern hätte er seinen ganzen Mammon jetzt für das Gefühl hingegeben, den Mann, der hier schlummerte, wieder Bruder nennen zu dürfen. Und daheim lag der Sohn des Todten — in den Kämpfen der letzten Stunden. War es nicht auch wieder die Folge jener Schuld, die auch seinen Vater geopfert hatte? Hatte er nicht das Bild des Todten in der jungen Seele vernichten und dem ein Vater sein wollen, der jetzt seine Wohlthaten ihm vor die Füße schleuderte und in zärtlichem Weh diese theure Grabstätte umklammerte. An seinem Grabe wird einst Niemand weinen — Niemand — Niemand wird es bekränzen. Er, der mächtige Mann, wie beneidete er den todten Bettler um die Liebe eines Sohnes, die Treue einer Freundin. Er hörte jetzt den letzten Seufzer den Lippen seines Lieblings entfliehen; es war ein Fluch gegen seine Mörder. Er war der Arme, nicht Jener, der hier lag. All sein prunkender Lebensbau sank zusammen vor der Majestät des Todes. Grausend stand er vor dem Räthsel des Lebens; hier war nichts wieder gut zu machen. Es war nichts da, an dem sein zerschmettertes Ich sich nochmals aufrichten konnte. Er trat hinter das Kreuz und blickte starr vor sich hinab, als könne er in die schauerliche Tiefe schauen und in den Zügen des Todten lesen. — „Vergebung! Vergebung!“ stammelte er. Aber er vernahm nichts als die Worte: „Wo hast Du mein Kind?“ — Er zuckte zusammen.

(Schluß folgt.)

## Göthe am Tage der Schlacht bei Jena.\*)

Der vierzehnte Oktober brach an. Anfangs neblig, ward er ein sonnenheller, heiterer Tag. Schon 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr Morgens hörte man in Weimar fernen Kanonendonner, man vernahm ihn peletonweise auch in Göthe's Hausgarten, weil die Morgenluft den Schall in grader Richtung dahinbrachte. Die Fenster der Häuser klirrten und allgemeine Bestürzung verbreitete sich durch die ganze Stadt. Männer und Frauen eilten durch die Straßen, auf die Anhöhen, auf die Thürme oder vor die Thore, um dem Rollen des Kanonendonners, der von Zeit zu Zeit näher kam, zu lauschen und hieraus Schlüsse auf den Gang der begonnenen Schlacht zu ziehen. Ein besonders günstiger Beobachtungspunkt war die „Schnecke“, der Wendelthurm im Park unweit des Göthe'schen Hauses. Bürger der nahegelegenen Stadttheile suchten ihn auf und tauschten ihre Furcht und ihre Hoffnung aus. Immer hörbarer, immer stärker wurde die Kanonade, bis sie im Laufe des Tages sich allmählig wieder minderte und endlich ganz aufzuhören schien.

Sämmtliche Rathspersonen der Stadt Weimar waren auf dem alterthümlichen Rathhause am Markte versammelt, zwar ohne Geschäfte, weil theils die zeither ununterbrochen einquartierten preussischen Truppen die Stadt verlassen hatten, theils der Tag der Schlacht das Wort bewährte: inter arma silent leges, — aber in desto größerer innerer Unruhe und Erwartung, auf

welche Seite sich der Sieg neigen werde. Einige Zeit trug man sich mit Siegesnachrichten; Gerüchte sagten, die französische Armee sei im Rückzuge, die Preußen würden siegen. Reiterhaufen sprengten durch die Stadt und versicherten im Fluge, daß der Sieg unser sei. Es wurde auch ein Trupp französischer Gefangener, zum Theil verwundet, in die Stadt gebracht und wäre vom Volke und von den Soldaten in erträumtem Siegestaumel beinahe gemißhandelt worden, wenn nicht ein preussischer Offizier es verhindert hätte. Derselbe zog vielmehr einen Thaler aus der Tasche und gab ihn einem blutenden französischen Jäger mit den Worten: „Buvez, à la santé de votre Empereur!“ — Bald aber folgten den französischen Gefangenen wieder quer über ihre Pferde hängende, schwer verwundete preussische Reiter.

Die Erbprinzessin war schon am 11. Oktober abgereist. Auf inniges Bitten der edlen regierenden Herzogin Luise entschloß sich auch die Herzogin-Mutter Amalie zur Flucht. Am 14. Oktober, Vormittags gegen 11 Uhr, verließ sie mit ihrer Enkelin, Prinzessin Karoline, mit den Hofdamen Fräulein Luise von Göchhausen und Fräulein Henriette von Knebel die Stadt. Wie Fräulein von Göchhausen in einem Briefe vom 3. November 1806 geschildert hat, begleitete sie auf der Straße nach Erfurt die fürchterlichste Kanonade, Dampf und Feuer schlug in die Wolken. Es brach auf dem Wege nach Erfurt ein Rad an einem der Wagen. Sie begegneten retirirender Kavallerie und Bagage und fanden sich bald mitten unter dem immer wachsenden Haufen der Flüchtlinge. So wurden sie über Erfurt, Langensalza, Mühlhausen, Heiligenstadt nach Göttingen gewissermaßen gejagt, bis sie nach dreitägiger Rast sich nach Rassel wandten und dort endlich Ruhe fanden, wenn auch noch nicht Befriedigung ihrer lebhaften Sehnsucht nach Weimar.

Inzwischen kamen in Weimar im Laufe des Vormittags des 14. Oktober Kavalleristen von verschiedenen preussischen Regi-

\*) Die Buchhandlung von Edwin Schlömp (Leipzig) feiert den Todestag unseres größten Dichters in einer würdigen Weise. Unter dem Titel: „Göthe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Nach Göthe's Privatnotizen. Am 50jährigen Todestage Göthe's herausgegeben von Richard und Robert Keil“, bietet sie uns eine Schilderung des schrecklichen Jahres, welches die schwerste Demüthigung unseres Vaterlandes gesehen, und die Einwirkung der einzelnen traurigen Ereignisse auf den größten Zeitgenossen in außerordentlicher Genauigkeit und Ausführlichkeit. Das genannte Werk wird erst in einiger Zeit im Buchhandel erscheinen; die „Bresl. Btg.“ ist durch die Freundlichkeit des Verlegers in der Lage, nach den Aushängen das obige interessante Kapitel mitzutheilen.

mentern an und sammelten sich auf dem Markte. Niemand konnte die eigentliche Ursache davon und den wahren Stand der Sache erfahren. Die Anzahl dieser Mannschaft wurde aber immer größer, nach und nach wurde der ganze Markt gefüllt. Die Gerichte über Gewinn und Verlust beider Armeen wechselten noch fast viertelstündlich. Auf den Rathhausaal waren von den Preußen nach und nach verschiedene angeblich verdächtige Personen und einige gefangene Franzosen gebracht worden und wurden dort bewacht. Preussische Offiziere ritten noch immer mit Siegesnachrichten in die Stadt, aber auch sogleich zum andern Thore hinaus.

Am Nachmittag, ungefähr eine Stunde vor dem Einzuge der Franzosen, kamen der Prinz Bernhard (Karl August's zweiter, erst vierzehnjähriger Sohn) und dessen Gouverneur, der Major Franz August von Hinzestern, hereingesprenzt zum Schlosse. Von Müdigkeit fast erschöpft, verweilte der Prinz eine Viertelstunde bei seiner Mutter, um dann rasch wieder fort zum Fürsten Hohenlohe zu eilen. v. Hinzestern hatte nur so viel Zeit, auf der Treppe zu sagen: „Kinder, es ist Alles verloren!“

So war unter immer steigender Unruhe die vierte Nachmittagsstunde herangefommen. Zu dieser Zeit wurde die bisherige Vermuthung, daß die preussische Armee retirire, zur vollen Gewißheit. Die vor dem Fürstenhause stehenden, seit dem Morgen angespannten Wagen fuhren eiligst ab. Die Preußen, und jetzt auch viele Infanterie, passirten in immer größerer Menge und Hast über den Markt nach der Windischen- und Breitengasse zu. Das Weibicht, die dahinführende Allee, die Chaussee von Jena nach Weimar erfüllte tausendstimmiges Kriegsgeschrei, vermischt mit Trommelwirbel, Trompetenruf, dem Hufschlag der Rosse. Die ungeheure Bagage retirirte, die Truppen zogen zur Bedeckung nebenhin, alle Ordnung war aufgelöst. Endlich wurde aus der Eile der hereinkommenden Preußen völlige Flucht. Alles lief, fuhr, ritt in größter Unordnung durcheinander, um die Stadt und durch die Stadt nach der Gegend von Erfurt zu, und durch Weimar erscholl das angstvolle Geschrei: „Die Franzosen rücken heran!“

Da donnerten Kanonenschüsse ganz in der Nähe, und die Kugeln fausten über die Stadt hin. Die Häuser zitterten und viele ihrer Bewohner noch mehr, manche flüchteten in die Keller. Niemer berichtiget, welche Bestürzung auch in Göthe's Hause entstand. Göthe hatte sich mit seinem Hausgenossen eben zu Tisch gesetzt, sie hatten kaum angefangen von den Speisen zu genießen, als sie Kanonenschüsse erst einzeln, dann mehrere hintereinander ganz in der Nähe vernahmen. Sie standen sogleich auf, der Tisch wurde schleunigst abgeräumt. Göthe eifernte sich durch die vorderen Zimmer, Niemer dagegen eilte von der andern Seite durch den Hof in den Hausgarten und fand Göthe bereits darin auf- und abgehend. Während dessen pfliffen, von der Altenburg her, Kanonenkugeln über das Haus hin. Hinter dem Garten, dicht an der „Ackerwand“, ging inzwischen die preussische Retirade weg, in der gräßlichsten Verwirrung. Man hörte das Geschrei und sah die Spitzen der Gewehre und sonstigen Waffen über der Gartenmauer hinschwanke.

Die Kanonenkugeln fausten immer fort über die Stadt, mehrere schlugen in Häuser ein. Ein Glück für die Stadt, daß die Preußen sich nicht in derselben festgesetzt, sondern sie flüchtend verlassen hatten; ganz Weimar hätte zum Schutthaufen werden können. So aber galten die Kanonenschüsse nicht sowohl der Stadt, als vielmehr den nach Erfurt zu, namentlich auf der Landstraße dahin fliehenden Preußen und ihrer Bagage. Daher dauerte auch das Schießen in der Nähe der Stadt nicht lange. Um so rasiger war die Stille, die in der Stadt eingetreten war. Sie glich der Stille vor einem furchtbaren Gewitter, doch war sie noch entseßlicher. Alle Häuser und Läden wurden geschlossen. Unter ängstlicher Erwartung der kommenden Dinge, unter Hin- und Wiederrennen der Hausleute und Wegschaffen von zurückgelassenen Effekten der bisherigen preussischen Einquartierung verfloß im Göthe-Hause die nächste Stunde. Aehnlich ging es in allen andern Bürgerhäusern zu. Viele Bürger suchten ihre werthvollste Habe in geheimem Versteck zu sichern. Auf der Straße war kein Mensch zu sehen. Auf den Bäumen in der Esplanade aber sangen die Vögel auf das Lieblichste, und dieser

Friede der Natur bildete zu den Schreckensscenen einen doppelt erschütternden Kontrast.

Die Rathspersonen begaben sich in die Rathsstube und beriethen, ob man dem Kaiser der Franzosen entgegengehen wollte. Die meisten stimmten dafür, aber theils die Besorgniß, daß die Kugeln die Entgegengehenden treffen möchten, theils die Ungewißheit, ob der Kaiser zum Regelthore oder zum Frauenthore hereinkommen würde, veranlaßten das Aufgeben des Vorhabens. Während der fortdauernden furchtbaren Stille passirten die Breitengasse hinauf noch einige preussische Kanonen ohne Räder, Munitionswagen u. in voller Flucht. Gegen 5 Uhr schwiegen die Kanonen. Um dieselbe Zeit sprengten aber Chasseurs — die ersten eindringenden Franzosen — in vollem Galopp durch das Regelthor in die Stadt und nach dem Schlosse, hieben vor denselben und in den nächsten Gassen, unter den Fenstern der Herzogin, einige Preußen nieder und ritten, den flüchtigen Preußen nachsehend, die Breitengasse hinauf. Dort, am Tittelschen Laden, wurde einigen der Chasseurs Wein gereicht. Prinz Joachim Murat war, fast zugleich mit den Chasseurs, einer der Ersten in der Stadt. Er hatte einen Offizier vorausgeschickt und sich erkundigen lassen, ob eine fürstliche Person im Schlosse sei. Durch ihn bei Herzogin Luise angemeldet, begrüßte er dieselbe und gab ihr die Zusicherung, daß ihr Schloß unverletzlich sein würde.

Auch an das Frauenthor kamen einzelne französische Husaren gesprenzt, spähend, ob Feinde in der Stadt wären. Einer von ihnen wagte sich etwas weiter herein. Göthe's Sohn und Niemer, welche vom nahen Göthe'schen Hause aus die Reiter sahen, eilten mit einigen Flaschen Wein und Bier auf sie zu und boten ihnen diese Erfrischungen an. Auf die Versicherung, daß keine Preußen mehr in der Stadt wären, nahmen sie Bier und Wein an und galoppirten durch die leeren Straßen in die Stadt hinein.

Bei einer ähnlichen Scene war Göthe selbst thätig. Als zwei französische Chasseurs am Frauenthor erschienen, eilten aus den benachbarten Häusern mehrere Personen mit Erfrischungen für dieselben herbei. Auch Göthe kam herzu, zog aus seinem blauen Ueberrocke eine Flasche Wein und reichte sie einem Chasseur auf's Pferd, der sie mit einem wohlgefälligen Kopfnicken sogleich in seinen Mantel in Sicherheit brachte. Als aber Göthe dem andern Reiter ein Packet mit Tabak reichte, wurde er durch die Frage, ob der Tabak gut sei, in Verlegenheit gesetzt. Lächelnd erwiderte er: er könne es nicht behaupten, weil er selbst nicht rauche. In diesem Augenblick erscholl in der Entfernung, begleitet von einigen Schüssen, der Ruf: qui vive? die Reiter jagten davon und Göthe begab sich mit raschen Schritten von dannen.

Kurze Zeit darauf kam ein Husarenoffizier zu Göthe. Es war Wilhelm von Türkheim, der Sohn von Göthe's früherer Geliebten und Braut Lili. An seiner Seite ging Göthe auf das Schloß. Wollte er der Herzogin Trost zusprechen? wollte er bei Murat für sich und die Stadt um Schutz bitten? vielleicht Beides. — Mit der treuen Freundschaft, die er für Karl August hegte, mit der hohen Verehrung, die er von jeder der Herzogin weichte, wird er mit der Fürstin die durch den unglückseligen Verlust der Schlacht so plötzlich entstandene traurige Sachlage besprochen, das Nöthigste berathen und Trost und Muth ihr eingeflüßt haben. Vom Schloß ließ er in sein Haus den Seinen sagen, sie würden den Marschall Ney und außerdem noch einige Kavalleristen zur Einquartierung bekommen, sollten aber sonst Niemanden hereinlassen.

Inzwischen hatte man auf dem Rathhause den Eintritt der französischen Offiziere erwartet und Wein und andere Getränke für dieselben in Bereitschaft gehalten. Jetzt erfolgte dort die Ankunft der Offiziere, auch des Marschalls Ney. Sie waren siegbegeistert und betrachteten die Stadt als eine feindliche. Ihre Fragen, ihre Aeußerungen: „Aha! ihr seid gut preussisch, sein (des Königs) Reich soll ausgestrichen werden!“ mußten bange Erwartungen erregen. Die Offiziere forderten ungestüm Quartiere, noch an demselben Abend und bis in die Nacht mußten mehr als 40,000 Mann in Weimar einquartiert werden.

Bald darauf, etwa 6 Uhr Abends, strömten die Massen französischer Truppen in die kleine, enge Stadt, und eine so

furchtbare Katastrophe begann, wie Weimar's Chronik keine ähnliche mehr aufzuweisen hat. Die hungrigen französischen Soldaten verlangten Lebensmittel, die Husaren und Dragoner forderten Unterkommen und Verpflegung und nahmen sie mit Gewalt. Aber mehr als dies: die Franzosen fingen in der Stadt, die sie als feindlich ansahen, zu plündern an, und diese Plünderung wurde bald allgemein. Tausend Räubern gleich, fielen sie in brutalster Weise über die armen Bürger und deren Eigenthum her, sie zückten ihre Gewehre gegen dieselben, sie mißhandelten dieselben ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht und beraubten sie ihrer Habe. Der Schall von eingeschlagenen Thüren und das Geschrei der Einwohner waren in allen Straßen zu hören. Nur wenige Häuser blieben verschont. Jedes Einwohners Gut und Leben war in den Händen einer zügellosen Horde, und Viele verloren fast Alles, was sie besaßen. Dazu kam, daß, jedenfalls von den Plünderern angezündet, im Hause des Geh. Registrators Taubert, unweit des Schlosses, Feuer ausbrach und, da Jeder für sich und sein Eigenthum zu sorgen hatte, und daher Niemand zum Löschen herbeieilte, rasch überhand nahm, die benachbarten Häuser der Vorwerksgasse ergriff und die ganze Stadt in Gefahr setzte. Als die dem Schlosse gegenüberstehenden Häuser in Feuer aufgingen, war der Widerschein davon so hell, daß man um 7 Uhr auf dem Schloßhofe sowohl als auf dem Markte Geschriebenes lesen konnte. Jedermann konnte nicht anders glauben, als daß die Franzosen ihre Drohungen, Weimar zu vernichten, erfüllen und die ganze Stadt einäschern wollten. Schrecken und Noth herrschte in allen Familien. Nur die sich verbreitende Kunde, daß die Herzogin Luise noch im Schlosse sei und in Mitte ihrer bedrängten Bürger ausharre, gab einigen Trost, durch ihre Vermittelung hoffte man Rettung von dem unsäglichen Unglück. Doch wie ein reißender Strom drang das feindliche Heer von allen Seiten herein, immer neue zahlreiche Truppen strömten herbei, die, auf den Plätzen der Stadt bivouacirten, Läden und Keller erbrachen, in die Häuser eindrangten, plünderten und Mißhandlungen verübten. So währte diese entsetzliche Verwüstung der Stadt die ganze Nacht fort.

In Göthe's Hause lagerten sich, wie er vom Schlosse aus gemeldet hatte, einige Kavalleristen, sechszehn Mann, meist Elsässer, in das Bedientenzimmer. Sehr ermüdet von dem sechszehnstündigen Ritt aus Franken bis nach Jena zur Schlacht und nach Weimar, verlangten sie nichts als Streu und waren mit einigen Flaschen Wein und Bier rasch zufriedengestellt. Göthe war zurückgekommen, doch der Marschall erschien noch immer nicht, obgleich die Tafel für ihn und seine Begleiter längst bereit war. In einem Zimmer des Hinterhauses war eine Menge Personen aus der Stadt zusammengedrängt, die vor der Wuth und den Mißhandlungen der Plünderer sich hierher geflüchtet hatten. Einige von ihnen waren der unermüdlchen

Christiane Vulpius dabei behilflich, für den erwarteten Marschall die Speisen zu bereiten und Wein aus dem Keller heraufzuschaffen, während Andere nur über das plötzliche Unglück jammerten und so nur die Bestürzung der Hausgenossen vermehrten. Die Elsässer schliefen fest. Das Haus war verriegelt. Während Göthe oben in seinen Zimmern verweilte, hielt sich Riemer auf der Hausflur hin- und wiedergehend auf, um bei Ankunft des Marschalls zur Hand zu sein, Andere aber, die sich etwa eindringen wollten, abzuhalten und im Nothfall die Hilfe der Elsässer anzurufen. Es war schon tief in der Nacht, und welche fürchterliche Nacht! Der Brand wüthete weiter, die hochaufleuchtenden Flammen warfen Helling bis in die Hausflur, auf den Straßen Pochen und Lärmen, Geheul und Gewinsel. Plötzlich donnerten gewaltige Kolbenstöße an die Hausthür. Zwei bewaffnete Tirailleurs (zwei kleine Kerls von der spottweise sogenannten Vösselgarde) forderten Einlaß und wurden zwar zunächst von Riemer und einem der Elsässer kräftig zurückgewiesen, kamen aber später zurück und verlangten erst bittend, dann mit der Drohung, die Thür einzuschlagen oder durch das Fenster einzudringen, Aufnahme. Riemer ließ sie ein und holte ihnen auf ihre Forderung einiges Getränk und Speise. Sie verlangten nach dem Hausherrn. Riemer eilte zu Göthe hinauf, erzählte ihm in Eile den Hergang und bat ihn, heranzukommen und die Leute abzuweisen. Obgleich schon ausgekleidet und nur im weiten Nachrock (dem Prophetenmantel, wie er ihn scherzhaft nannte) schritt Göthe die Treppe herab und frug die Tirailleurs, was sie von ihm wollten, und ob sie nicht Alles erhalten, was sie billiger Weise verlangen könnten, da das Haus bereits Einquartierung habe und noch einen Marschall mit Begleitung erwarte? Seine würdige Gestalt, seine geistvolle Miene flößten ihnen Achtung ein, höflich schenkten sie ein Glas ein und ersuchten ihn, mit ihnen anzustoßen. Bald entfernte er sich wieder. Sie tranken weiter. Später aber eilten sie, vom Wein erhitzt, die Treppe hinauf, um eine bequeme Ruhestatt zu erobern. Sie stürzten in das Zimmer Göthe's und drangen mit ihren Waffen auf ihn ein. Sie hätten ihn vielleicht getödtet oder doch verwundet, wenn nicht Christiane Vulpius mit Geistesgegenwart und Muth ihn gerettet hätte. Rasch warf sie sich dazwischen, rasch rief sie auf der in den Garten führenden Treppe einen der in das Hinterhaus Geflüchteten zur Hilfe, befreite mit ihm Göthe von den Wüthenden und jagte sie aus den Zimmern, deren Thüren sie nun verschloß und verriegelte. Dennoch nahmen sie in den Zimmern, worin die Betten für das Gefolge des Marschalls standen, ihr Lager, und erst der mit Tagesanbruch eintretende Adjutant des Marschalls Augereau fuchtelte wüthend die beiden frechen Marodeurs mit flacher Klinge aus Bett, Zimmer und Haus. Göthe aber bewahrte gegen den Mann, der im Verein mit Christiane Vulpius ihn gerettet hatte, stets treue Dankbarkeit.

\* **Sechszehn Monate auf einer unbewohnten Insel.** Zeitungen, welche der am 16. d. M. in Plymouth angelangte Postdampfer „Baltimore Castle“ mitbrachte, berichten, daß die amerikanische Korvette „Marion“ am 20. Februar in Kapstadt von der Heards-Insel ankam und die Ueberlebenden der Mannschaft der amerikanischen Barke „Trinity“, 33 an der Zahl, welche im Oktober 1880 bei genannter Insel Schiffbruch litten, mitbrachte. Die „Trinity“, Kapitän John L. Williams, segelte am 1. Juni 1880 von New-London, Connecticut, ab, um sich auf den Robben- und Walfischfang nach dem südlichen Ocean zu begeben, und langte am 2. Oktober bei der Heards-Insel an. Die Barke ankerte auf der Höhe der Insel, die unbewohnt und unterm 53. Grad südlicher Breite und 73. Grad östlicher Länge gelegen ist. Bis zum 19. Oktober ging Alles gut, allein an diesem Tage sank die Barke während eines heftigen Sturmes in 4 Faden Wasser. Die Anker mußten losgelassen werden und das Schiff wurde auf den Strand getrieben, um das Leben der Mannschaft zu retten. Zur Zeit herrschte ungemein kaltes Wetter, und während die Mannschaft landete, trugen sieben Matrosen schlimme Frostbeulen davon. Mit dieser Ausnahme war die Landung ohne Unfall bewerkstelligt. In derselben Nacht wurde die Barke in das Meer hinausgetrieben und seitdem keine Spur von ihr entdeckt. Glücklicherweise gelang es der Mannschaft, bei der Landung von dem Brad Mundvorräthe für drei Monate zu retten. Dieselben bildeten, ergänzt durch See-Elefanten und Pinguinfleisch und Pinguineier mit etwas See-krant ihre tägliche Nahrung. Auf der Insel wurden einige kleine hölzerne Hütten vorgefunden, welche dort von verschiedenen Walfischfahrern, welche den Ort gelegentlich auf der Jagd nach See-Elefanten besuchen, errichtet

worden waren. Diese Hütten bildeten ein willkommenes Obdach. Während der sechszehn Monate ihrer unfreiwilligen Gefangenschaft lagen die Matrosen der See-Elefantenjagd ob. Im Winter und thafächlich während des größten Theiles des Jahres litten die Seeleute stark unter der großen Kälte und am 30. Januar 1881 erfroren zwei Matrosen während des Ueberstretens eines Gletschers. Am 15. Februar, gegen 5 Uhr Abends, kam ein Schiff in Sicht. Mittels Leinwanddecken wurden demselben Signale gegeben, und der Dampfer, welcher sich als der „Mevian“ herausstellte, schlug sofort den Kurs nach dem Ankerplage ein. Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch befanden sich die schiffbrüchigen Seeleute an Bord des Dampfers. Die Heards-Insel ist vulkanischen Ursprungs, etwa 30 Meilen lang und 3 Meilen breit.

\* **Ein Brief Darwins** an Dr. Otto Zacharias, welcher das Schreiben in der „Gegenwart“ mittheilt, giebt interessanten Aufschluß über die Frage, wann Darwin seine Theorie von der Entstehung der Arten konzipierte. Der Brief lautet: „Werther Herr! Als ich meine Weltumsegelung an Bord des „Beagle“ machte (1832), glaubte ich noch an die Permanenz der Arten, aber so viel ich mich erinnern kann, gingen mir schon damals flüchtige Zweifel durch den Kopf. Nach meiner Rückkehr nach England im Jahre 1836 bereitete ich sogleich mein Tagebuch für den Druck vor, und dabei gewährte ich, wie viele Thatsachen auf den gemeinsamen Ursprung der Arten hinwiesen. In Folge dessen legte ich mir im Juli 1837 ein Merkbuch an, in welches ich Alles, was sich auf diese Frage bezog, eintrug. Aber ich denke doch, daß es noch 2—3 Jahre gedauert hat, bevor ich mich vollständig davon überzeugte, daß die Arten veränderlich seien.“